

[Nachdruck verboten.]

121

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Da die breiten Flächen der Wiesen, das glitzernde Silberband des Baches. Die alten, hohlen Weidenbäume mit dem verwirrten Haar, die hohen Pappeln mit den flüsternden Blättern und die Erlen mit den seltsam geformten Kronen. Wie fein die Nebel ihre Gewänder um die Eulenmühle zogen, wie hell die Sonne über ihr stand! Im Herbst an den Rebenhängen die Winzerlust, im Winter die weite Eisfläche, über die man hinslog — im Fluge, rasch wie ein Vogel, leicht wie ein Reh.

Dazu all die Geheimnisse der Mühle. Wohin man nur kriechen konnte, froh man. Spuk- und Gespenstergeschichten. Und dazu das nie ruhende Werk, das sich bewegte, ohne daß man sehen konnte, wo die Kraft war, die es bewegte, denn das große Wasserrad war draußen vor dem Hause.

Die Hauptgeschichte der Mühle: Ein früherer Müller übte allzusehr das „Zoppeln“. Wenn er mahlte, nahm er einen zu großen Anteil für sich. Ein Bauer wollte sich das nicht gefallen lassen. Der Müller behauptete, er habe dem Bauern gegeben, was ihm zukomme. Aber der Bauer forderte mehr. Sie gerieten in Streit. Und der Müller warf den Bauern oben vom Mahlkasten aus, wo das feine Mehl gemahlen wurde, über die Stufen mit solcher Gewalt, daß er das Genick brach und tot unten ins Wasser fiel, an der Stelle, wo man das Wasserrad und das Wehr von innen regulieren konnte. Man glaubte an einen Unglücksfall, und der Müller ging straflos aus.

Aber oben in der Siebelluke war ein Eulennest, und eine Eule hatte die verruchte Tat gesehen. Am Tage verhielt sie sich ruhig und ließ den Müller seine Arbeit tun, aber des Nachts rief sie beständig seine Schuld. Der Müller fand keinen Schlaf mehr. Sein Haar wurde weiß. Seine Züge wurden welf. Er sah aus wie ein Gespenst. Alle Welt fürchtete sich vor ihm. Er schloß nach der Eule. Er traf sie auch. Aber sie war nicht tot. In der Nacht rief sie seine Schuld. Und nun ging noch dazu in der Nacht in der Mühle ein Licht. Des Nachts kam es an sein Bett. Es blieb da stehen, bis er aufstand und ihm folgte. Es zog ihn in die Mühle zum oberen Mahlkasten, und da mußte er stehen und ihm zusehen, wie es seinen Weg machte, ruhelos und wieder und wieder. Und oben schrie die Eule seine Schuld.

Voll von Eulen war nun die Mühle. Wo oben ein Spalt, eine Luke war, da war auch ein Nest. Und alle schrien sie des Müllers Schuld. Alle.

Das Volk nannte die Mühle die Eulenmühle.

Eines Nachts ward das Licht stärker als der Widerstand des Müllers. Es zwang ihn auf den Weg, den er den Bauern geworfen hatte. Es zwang ihn hinab ins Wasser. Mit gebrochenem Genick kam er unten an und stürzte in das Wasser, das im gleichen Augenblick hoch aufschäumte. Er verschwand darin, und seine Leiche wurde niemals gefunden. Die Eulenmühle ward darauf leer von Eulen. Sie flogen aus ihren Nestern weg. Aber die Nester sind noch vorhanden.

Nun wußte man von der Schuld des Müllers. Einige sagen, zur Mittagszeit, wenn es still im Lande ist, steige er aus dem Wasser und gehe das Besitztum der Mühle ab. Nur in die Mühle wage er sich nicht. Er sei dann ganz weiß, wie Mehl oder Schaum. Seine Augen seien ganz groß und seine Hände blutig.

Die Buben genossen alle Schauer dieser Erzählungen mit wohligen Frösteln, schmückten und dehnten sie noch weiter aus und gingen selbst den Weg des Flämmchens bis hinunter zum Wasser. Und einmal, an einem stillen Mittag, als draußen eine hohe Sonnenglut war, die in lauter blanken Säulen im Lande stand, wollte sogar einer den weißen Müller mit den großen Eulenaugen und den blutigen Händen auf dem Wasserrade haben sitzen und in den Schaum starren sehen.

Der große Tag für Philipps Erleben in der Eulenmühle war der Tag der größten Schlacht, die je draußen geliefert

worden. Es hatte sich gemacht, daß die meisten gleichalterigen Buben des Dorfes sich zum Spiele in der Eulenmühle eingefunden hatten. Was an Fahnen und Säbeln, Gewehren und sonstigem Kriegsrat wie Patronentaschen, Mützen, Sporen, kleinen Kanonen da draußen vorhanden war, hatte sie so sehr angelockt, daß sie alle Feindschaft vergaßen und zu gemeinsamem Spiel herauskamen.

Zwei große Heere lagen einander gegenüber. Zwei richtige Feldlager. Ausgestellte Schildwachen, eingegrabene Kessel, Wachtfeuer. Zwischen ihnen die Selz. Die Pioniere schlugen Brücken. Trompetensignal, Trommelschlag. Zur Schlacht!

Umgehungen, Versuche, den Feind nach einem anderen Plage zu locken. Fünzig Fähnlein flatterten im Winde. Fast hundert Rehlen schrien Hurra!

Der Philipp rückte mit seinen Leuten im Lauffschritt heran. Und nun tat er die Heldentat.

Er sprang ins Wasser, das ihm bis an die Brust reichte. Die anderen stützten.

„Mir nach!“ kommandierte der Philipp.

Aber keiner folgte.

„Tod oder Leben!“

Aber noch immer folgte keiner.

Da schwang der Philipp seinen Säbel und schrie: „Es lebe das Vaterland!“

Damit packte er den ersten von seinen Leuten und riß ihn herein, und riß einen nach dem andern ins Wasser zu sich, um dann mit ihnen vorzustürmen. Zehn gelbe Fähnlein zogen im Sturme durch die Selz, den Strichen und Sieben der Feinde entgegen. Und die zehn gelben Fähnlein entschieden die Schlacht. Sieg! brüllte es, daß die Luft zitterte. Der Philipp war Sieger.

Aber nun bemerkten die Buben, daß sie naß wie die Katzen waren, und die dachten nach Hause.

Da fielen sie über ihren Führer her und prügelten ihn durch. Die Feinde mußten ihm zu Hilfe eilen.

Es war ein böser Tag für ihn. Zu Hause setzte es auch noch Prügel. Drei Tage lang mußte er das Bett hüten. Nicht nur wegen der hartnäckigen Erkältung, die er sich geholt hatte. Die blauen Male mußten auch erst heilen.

Aber er hatte seinen Ruhm. Die Buben pflegten die Erinnerung an die Schlacht mit Eifer und bewahrten lange ihr Gedächtnis. Sie nannten sie: die Kaiserschlacht an der Eulenmühle, und das war nicht spöttisch gemeint. Daß sie ihren Kriegshelden durchgebläut hatten, das verlor sich später in der Geschichte.

10.

Eulenmühle und die Pariser Straße nach Mainz, die Gärten nahe beim Hause und die Schule vom Krafft, das waren die Schauplätze, wo sich dem Philipp Kaiser sein junges Leben abspielte. Mit dem Dorfe hatte er nichts mehr gemeinsam. Dem war er entfremdet wie den Leuten seiner Gasse. In der Eulenmühle das Spiel, auf der Randstraße nach Mainz Träume, Beobachtungen, kleine Erlebnisse, Begegnungen und Aengstigungen, in Mainz Umschau und Erstaunen, Ueberraschungen, in der Schule Arbeit, in den Gärten heimliche Raubzüge. Wie das Raubzeug von Hof zu Hof, so ging's manchmal von Garten zu Garten, um eine Blume, um ein bißchen Obst, um eine Traube, und manchmal auch aus purer Lust am Räubern und an der Gefahr. Nun waren sogar auch die Eulenmüllerbuben manchmal im Hause, und da war es dem Philipp immer ein Bedürfnis, etwas Besondere anzustellen — und es lag ja nichts näher, als in den Gärten ein wenig zu räubern oder dem Nachbar einen Schabernack zu spielen — denn er fühlte sich unbehaglich, wenn er mit den reichen Eulenmüllerbuben in seiner ärmlichen Stube bleiben sollte. Er genierte sich. Er spürte, daß er ihnen nachstehe. So dachte er instinktiv eine Gelegenheit zu schaffen, wo der Abstand ausgeglichen wurde und er zu seinem besseren Recht kam. An Behendigkeit, Schlaubeit und bösen Anschlägen war er ihnen dann oft überlegen, in der Ausführung mindestens gleich — sie waren ja alle drei das richtige Raubzeug — und so trug er jedesmal trotz der ärmlichen Wohnung noch ein rechtes Stolzgefühl von den Zusammenkünften nach.

In der Musik war der Philipp kein Held. Aber er hatte

ein ganz gutes Gehör und auch einige Liebe zur Musik. Am liebsten freilich war sie ihm deshalb, weil er sie zu allerhand Molltria und Toren gut brauchen konnte. Ost, wenn der Philipp den grünen Sack mit der Geige auf dem Rücken trug, war's nicht, um in die Stunde zu gehen, sondern um sonst wie bei einer Gelegenheit — meist in der Eulenmühle — sein Liedchen zu trafen. Und ein paarmal hatte ihn der Uebermut verleitet, seine Geige spielend durch die Zieglergasse zu gehen, wenn es schon Abend geworden war und die Leute schon bei Tisch saßen — er freute sich dann, wenn er verschwinden konnte, sobald sie die Fenster aufrissen. Gewöhnlich hatte er sie dann auch noch beim Essen gestört, und obgleich sie ihn nicht sahen, riefen sie ihm dann doch meist ein zorniges „Rausbub“ nach.

Einmal war dem Philipp der Spengler Schlüssel begegnet, als er gerade aus dem Mainzer Gantor herausgehen wollte. Der Schlüssel war ein guter Mann, er hatte nur eine böse Frau. Und wenn die auch auf die Kaiserklar und den Philipp sehr übel zu sprechen war, der Schlüssel mochte sie erst recht leiden. Er mochte alle Menschen leiden, die Streben zeigten.

Der Schlüssel hatte einen dicken schwarzen Schnurrbart unter der Nase, der die arme Nase ewig zu genießen schien. Sie war nicht allzu groß geraten, und mußte sich drum beständig recken, über den Schnurrbart sich hinüberzulehnen, um auch von der lieben Herrgottswelt, die nicht nur oben in der Luft ist, sondern auch unten auf der Erde, etwas gewahr zu werden. Wenigstens sah es so aus. Unter der harten Stirne, die von schwarzen, sträßen Haaren umrahmt war, hatte der Schlüssel zwei kleine kohlschwarze Augen funkeln, die ordentlich stachen, so scharf und fest blickten sie. Und hinter diesen Augen und hinter dieser vorgebauten harten Stirn lag sein Leben. Kein Mensch wußte davon, keinem Menschen verriet er davon. Er mußte es sogar verbergen vor den Menschen. Es war alles Denken und Gedanken bei ihm. Außerlich war er ein stiller und geschlagener Mensch. Er hatte die schlimme Frau, die ihm das Dasein zerquälte und keinen freien Atem ließ, und die ihn unter ihren Krallen hielt, wie ein Raubvogel seine Beute. Es hätte für den Kernsten nur eines gegeben: eines Tages ihr seinen schwersten Hammer auf den Schädel zu schlagen, um von ihr frei zu sein. Aber davor fürchtete er sich. Er lebte beständig in der Angst, das einmal in der Erregung und Verzweiflung tun zu müssen. Das verfolgte ihn. Und dazu forderte ihn die Frau bei jeder heftigeren Gegenrede, die er tat, auf, den Hammer zu nehmen und sie totzuschlagen.

„Schlag mich nur tot, besinn Dich nit, Du Mörder, Du Kotschläger!“

Da wurde er ganz klein und ergab sich ganz ihrer Gewalt. Lieber ganz in ihrer Gewalt sein, lieber von ihr malträtirt werden bis aufs Blut, als ein Unheil anrichten und sich eine Schuld aufzuladen.

Und immer düsterer und tiefer wurden seine Augen, und es war geradezu, als ob sich seine Stirne immer mehr vorschlebe. Denn immer mehr legte sich in sie hinein.

Der Schlüssel war ein Umstürzler. Wenn die Wahlen waren, dann schnellte er jedesmal ein wenig auf, aus seiner Geducktheit. Dann kam er in Eifer. Dann hielt es ihn nicht in seiner Werkstätt. Die Leute mußten dann warten, bis etwas bei ihm fertig wurde. Und sonst war er die Pünktlichkeit selbst gewesen. Dann rannte er über die Straße.

Die Ziegler sagten: „Er läuft wieder.“

Und wenn er so dahinschoß, riefen sie ihm zu, daß er einmal warten möcht, sie hätten was mit ihm zu reden. Der Schlüssel, der hinter den Menschen gar nicht so sehr das Schlechte als vielmehr das Gute sah, ließ sich auch aufhalten. Wenn er dann sah, daß er genarrt war, so schoß er nur um so rascher davon. Dann lachten sie hinter ihm her.

Er hielt Frettchen, mit denen er die Lapins (Raninchen) jagte. Und weil die Frettchen auch so schnell dahinschießen, gab man dem Schlüssel den Namen nach ihnen. „Das Frettchen“ hieß er. Einige sagten, er sei ein Sozialdemokrat. Es sei alles im geheimen, was er tue. Er hab das Licht und die Polizei zu scheuen. Wirklich geschah's auch manchmal, daß Flugblätter in die Häuser kamen, ohne daß ein Mensch wußte, woher sie gekommen waren. Man versiel dann immer auf das „Frettchen“ — sollte er's seinen Frettchen auch abgequakt haben, in die Höhlen zu schlüpfen und den Lapin zu verjagen? — aber kein Mensch konnte ihm etwas beweisen. Andere sagten, er habe einmal im Leben was perziert*), da

müsse er sich zurückhalten. Sonst wäre er schon gewiß gegen Gott und Gesetz, gegen Gebot und Obrigkeit aufgetreten. Aber er hütete sich. Kaum daß er einmal ein Wort fallen ließ, dann war's wie ein Biß. Man vergaß es nicht. Es brannte weiter.

Er hatte gesagt: „Das Recht wechselt, es ist für keine zwei Menschen dasselbe.“

Und das Leben brachte Beispiele, wo das Wort wahr wurde. Dann fiel es jedem ein. Und es wurde etwas ganz Natürliches.

Er hatte gesagt: „Die Gerechtigkeit mißt mit zweierlei Maß, es gibt keine Gerechtigkeit. Es gibt nur solche, die Recht haben, und solche, die Unrecht haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst des Betrugens.

Von Fritz Tarnow.

In einer modernen Fabel ziehen sieben lebensfrohe Fliegen-Schwärmer auf Abenteuer aus. Die erste findet ein leeres Maß an einem Wurststrecke, kaum aber nascht sie davon, als sie auch schon tot umsinkt, denn der Schlächter hatte seine Ware durch giftige Chemikalien ansehnlicher gemacht. Die zweite vergnügte sich am Zucker, der aber mehr mit Gips vermengt war, als der empfindliche Fliegenmagen vertragen konnte. So starb auch sie. Die dritte fand einen schmerzhaften Tod am Honig, der künstlich aus Ingredienzien zusammengebraut war, die dem armen Fliegenfräulein die Eingeweide zerrissen. Auf ähnliche Art sank eine nach der anderen aus der Kunde ins bessere Fliegenjenseits, bis die letzte Ueberlebende von einem namenlosen Beh befallen wurde. Einen letzten Witz warf sie noch auf die falsche, betrügerische Welt, dann flog sie in selbstmörderischer Absicht auf ein Fliegenpapier, um einen schnellen Tod zu finden. Aber so viel sie auch sog, sie konnte und konnte nicht sterben. Denn auch das Fliegenpapier war gefälscht.

Die tiefere Moral dieser wehmütigen Geschichte wird der verständnisvolle Leser aufs innigste mitempfinden. In der Tat, wir leben in einer Welt, in der die größten Betrüger die meiste Bewunderung erregen. Und wir, die wir kraft einer höheren Schicksalsfügung immer nur Objekte aller Schwindeleien sind, verhüllen kummervollen Gemütes unser Haupt und wenden trostlos unsere Blicke rückläufig in eine christlichere Zeit. Ach, die schöne Zeit von Anno dazumal, wo man noch Sohlen von echtem Leder unter die Stiefel bekam und die ehrfamen gepuderten Höpfe hinter den Bieder männlichen Gesichtern ein solch beruhigendes Gefühl der Realität ausströmten! Wer könnte sich einen Spitzbuben im Biedermeierrod vorstellen? Und doch, lieber Leser, wirst Du den letzten Rest von Glauben an die Menschheit einlagern müssen. Das Menschengeschlecht ist böse von Jugend an, und in der guten alten Zeit wurde der christlich geliebte Nebenmenschen nicht weniger kunstvoll eingeleist als heute. Der Schwindel seinerzeit war so umfangreich, daß der Hochgeachtete und Gelahrte George Paul Hönnns, Rat und Amtmann zu Koburg Anno 1730 zornentbrannt ein ausführliches Betrugs-Lexikon herausgab, „worinnen die meysten Betrügereyen in allen Ständen, nebst denen darwider mehrenteils dienenden guten Mitteln entdedet werden.“

Da finden wir nun sämtliche Verufe alphabetisch geordnet, und es ist keiner darunter, dem der sachkundige Amtmann nicht eine größere Zahl von Betrugsmöglichkeiten zur Last legt. Aerzte und Fuhrleute, Bettelboge und Bejenbinder, Geistliche und Brautleute, Bücherreiber und Beutelschneider, Gelehrte und Nachtwächter, Hochzeitsbitter und Obstföder, Nonnen und Ziegelbeder, Maurer und Missionare usw.

Paulus Hönnns hat seine Betrugsstudien mit tiefgründigem wissenschaftlichen Ernst betrieben. Er versteht nicht, durch einige wohlbedachte philosophischen Allgemeinregeln den harmlosen Leser auf die Schleichigkeit der Welt vorzubereiten. So zum Beispiel:

Der Welt Wagen und Pflug
Ist nur Lug und Betrug.

Man braucht sich darüber nicht zu wundern, ist es doch nur die alte Erbsünde, die darin zum Vorschein kommt: „Der Fürst der Welt und Urheber des Betruges legte sein erstes Meisterstück an unserer allen Mutter, der Eva, ab, als welche er so grausam betrogen, daß ihr und uns Nachkommen darüber billig die Augen übergehen mögen.“ Wieder ein Beweis dafür, daß alles Unglück der Welt von der weiblichen Seite stammt. Unser Autor zählt uns nun die verschiedenen Betrugsarten jeden Berufes auf. Wir fühlen beim Lesen auf jeder Seite den Fortschritt unseres Kulturlebens gegen früher. Vieles von dem, was der Koburger Amtmann dem Betrug zurechnet, gehört heute längst zu den Grundregeln einer reellen Geschäftsführung. Was wären unsere Diplomat en doch gemeinhin für elende Wichte, wollte man ihnen, wie Hönnns, schändlichen Betrug vorwerfen, wenn sie, da ihr Prinzipal einen anderen Potentaten zu bekriegen sich rüstet, diesem durch viele Sincerationes (Versicherungen) weis machen, daß solches Armament nicht auf ihn angesehen, folglich im Gegentheil durch viele Contestationes einschläfern, daß er nicht ehebem, als bis der Feind vor der

*) Etwas ange stellt, sich zuschulden kommen lassen.

Thür, merket, wie es auf ihn gemünzet set.“ Doch wenn wir auch mit dem Maßstab unserer inzwischen verfeinerten Moral die grobe Auffassung der damaligen Zeit corrigieren, so bleibt der Verdernis noch übergenug.

Die Ärzte können auf nicht weniger als 31 Arten ihre Patienten betrügen; so z. B., wenn sie ihnen Dinge eingeben, „so die excrementa schwarz färben und darauf denselben weiß machen, als wenn sie sehr gefährliche Dinge im Leib gehabt hätten“. Oder wenn sie in Geschäftsverbindung mit Apotheker und Wader stehen, und nun um der Prohibition willen den Patienten fudertweise teure Pillen verschreiben und sie durch zahllose Schröpföpfe um Geld und Blut erleichtern. Oder wenn sie die Recepte gleich auf Lager anfertigen und nun dem Kranken geben, welcher ihnen gerade in die Finger fällt, „wodurch mancher eher auf den Gottesacker promoviret wird.“

Den Bücherschreibern wird zur Last gelegt, daß sie ihren Büchern „große, weitläufige und sehr prächtige Titel geben, und darinnen mehr versprechen, als in dem Buch selbst praesentiret wird und zu finden ist.“ Auch, daß sie sich in der Vorrede von Gelehrten ein unbedientes Loblied singen lassen oder gar selbst für solche Zwecke den ehrlichen Namen eines berühmten Mannes fälschlich gebrauchen. Aber es ist auch Betrug, wenn sie „viele und weitläufige Digressiones oder Ausschweifungen machen“ oder ihren Büchern einen neuen Titel geben, wenn der alte nicht ziehen will, oder „wenn sie in den Biographien die Personen nicht beschreiben, wie sie gewesen, sondern nur, wie sie hätten sein sollen“. Und natürlich dieses andere mehr, wobei der moderne Leser die Wahrnehmung macht, daß in diesem Gewerbe die alten Sitten sich am meisten unverändert konserveriert haben.

Eine verwandte Kunst sind die Gelehrten, die auf 26 Arten Betrug an der bedauernswerten Menschheit verüben. So etwa, „wenn sie sich ohne Grund rühmen, neue Sachen oder Hypothesen erfunden, und diese oder jene Disciplin mit einer ganz neuen und sonst nie gebrauchten Methode vorgetragen zu haben, da es doch oft nur ein gewärmter Kohl ist“. Wenn sie ihren Schriften selbst unter fremden Namen eine Vorrede geben und damit dem Leser „einen blauen Dunst vor die Augen machen“. Oder wenn sie sich „große Bibliotheken anschaffen und solche mit starken Folianten und altem Mist anfüllen, damit sie wenigstens aus der Anzahl ihrer Bücher für gelehrte Leute passieren möchten.“ Was auch auf eine andere Art erreicht wird: „Wenn sie mit Fleiß eine unleserliche Schreibart affektieren, nur damit man sie nach dem einmal gefassten Praejudicio: Die Gelehrten schreiben übel, auch vor Gelehrte halten möchte.“

Wenn wir nun gar vernehmen, was von den Homministern Uebles berichtet wird, dann müssen wir uns wahrhaft glücklich preisen, unter einer Regierung zu leben, die solch untafelhafte Staatsmänner hervorbringt wie die preussisch-deutsche. Früher war das anders, denn da betrogen die Ministri, wenn sie „auf allerhand Art und Weise, sonderlich durch Vorschlagung dieser und jener Ergötzlichkeiten die Landes-Herren von den Regierungs-Sorgen und einem Regenten obliegenden Verpflichtungen abzuziehen suchten, damit sie nur bey so gesialten Sachen desto mehr in trüben Wässern fischen und vor ihren Theil selbst regieren können.“ Und „wenn sie ihren Bedienten sowohl als anderen viel versprechen, aber wenig oder nichts halten.“ Geradezu Hochverrat aber war es, wenn die Minister (natürlich nur in früheren Zeiten) „denen Herren dem Schein nach einträgliche Anschläge geben, so aber dem Lande, folglich dem wahren Interesse der Herren selbst höchst schädlich sind.“ Von welchen Gefahren solch vormaliger Potentat umgeben war, kommt uns recht zum Bewußtsein, wenn wir hören, daß die Minister, „denen Herrn ihre Epicurische oder ihre Atheistische Principia beibringen, um dadurch ihre sündliche Begierden, Woll- und Fleisches Lust im Fressen, Sauffen, unzüchtigen Wandel und dergleichen desto ungehinderter, gleich ihren Herren, ausüben zu können“. Dem Himmel sei Dank, daß so etwas nur anno dazumal möglich war!

In solch erlauchtem Sündenpflanz werden die Diebe und Beuteleschneider fast zu ehrlichen Menschen, denn was will es heißen, wenn ihnen nur lumpige 48 Betrugarten nachgewiesen werden können. Daß auch auf diesem Gebiete die Traditionen nicht aussterben, zeigt folgende, dem modernen Zeitungsleser nicht fremd klingende Art: „Wenn sie Paquets mit falschen güldenen Ketten und Ringen auf die Gasse werfen und sobald selbige jemand aufhebet, hinten nach schreien: halben Gewinn! Darauf aber, so sie einen Geizigen und Einfältigen antreffen, ihnen ihren halben Theil um schlechtes Geld wieder verhandeln.“

Ganz besonders schwere Tugenden sind die Mönche. Sie betrügen, um eine kleine Blütenlese zu geben, wenn sie „bei Eröffnung der Gräber ihrer vermeintlichen Heiligen mit Unwahrheit vorgeben, sie empfänden einen lieblichen Geruch —; ihre alte und inkommode Klöster in Brand stecken, um dadurch nur eine neue und bequemere Wohnung zu bekommen —; ihr Brevier auf Meilen verkaufen, oder solches verloren zu haben, oder daß es gestohlen sei, vorgeben, damit sie nur ihre Horas nicht lesen müssen —; anstatt hundert Messen, wofür sie das Geld bekommen, nur eine Messe halten —; gewisse Weißpersonen bereben, sich als Beaten, oder besonders Heilige, oder vom Teufel Befessene anzustellen, damit sie hernachmals öfter zu ihnen kommen, oder sie wohl gar bisweilen ins Kloster bringen können, um ihre schändliche Lüste mit ihnen zu vollbringen —; vorgeben, der Hl. Antonius de Paula sey ein Firt-bitter derer unfruchtbaren Weiber, und dadurch verursachen, daß diese derselben zu dessen Grabe kommen und dadurch fruchtbar gemacht

werden, nicht zwar durch die Krafft und Fürbitte der Hl. Antonii de Paula, sondern durch die natürliche Wirkung derer Herren Pauliner-Mönche — — —

Die angeländigten „denen darwieder guten Theils dienenden Mittelern“ sind zum Teil Vorschläge an die Regierungen zu besserer Beaufsichtigung und härterer Bestrafung der Betrüger, zum anderen recht billige Weisheiten. Von der Art etwa, wer nicht im Kaffeehaus mit schlechtem Kaffee betrogen werden wolle, möge sich selber zu Hanie einen guten Lochen. Wer also ein geheimes Sympathiemittel erwartete, das vor jedem Betrug schützt, der ist bitter enttäuscht. Aber auch der brave George Paul Hönnis würde schmerz-sich enttäuscht im Grabe sich gewälzt haben, wenn nach dort die Kunde von der glänzenden Entwidlung der Betrugskunst gedrungen wäre. Er glaubte nämlich, „daß die Betrüger durch Lesung dieser entdeckten Betrugereien schamrot gemacht und von der ferneren Ausübung derselben abgescrredt werden“. O heilige Einfalt!

Tomaten und ihre Verwendung.

In großen Mengen werden alljährlich von Juni ab Tomaten aus dem sonnigen Süden nach Deutschland eingeführt. Gegenwärtig ist ihr Preis bis auf 7 Pfennige für das Pfund gesunken und damit die Möglichkeit gegeben, auch den proletarischen Tisch um eine delikate Zusperte zu bereichern. Die Tomate liefert nicht nur einige gute Gemüseschüsseln, sondern auch eine Suppen- und Saucenwürze von außerordentlicher Feinheit. Ein Feinschmecker, wie Grimod, behauptete in einer seiner Schriften nicht mit Unrecht: „Durch Tomatensauce wird das mittelmäßigste Fleisch zu einem Lederbissen.“ Die Frucht wird im Süden vielfach roh verzehrt, indem man sie in Scheiben schneidet und mit Pfeffer und Salz bestreut. Neben ihren anderen Verdiensten besitzt sie auch noch das, einen köstlichen Salat zu liefern.

Die Tomate, auch Paradiesapfel oder Liebesapfel genannt, ist die glatte oder gerippte ei- bis faustgroße Beere der Tomatenstaude, einer einjährigen Nachtschattenart. Schon die leuchtend rote Farbe der Frucht ist eine Freude für das Auge; jeder Speise, zu der sie gereicht wird, verleiht sie ein besonders einladendes Aussehen. Die Tomate läßt sich auch bei uns in Gärten und auf Balkons ziehen, wenn man ihr einen sonnigen und geschützten Standort geben kann.

Tomatensuppe ist sehr einfach herzustellen. Man schneidet die gewaschenen Tomaten zusammen mit einer kleinen Zwiebel in Scheiben, fügt Salz und Gewürz hinzu und läßt sie mit etwas gutem Fett unter Zugießen von wenig Wasser etwa ½ Stunden sacht schmoren. Einige mitgedünstete Schinkenabfälle erhöhen den Geschmack. Der Tomatenbrei wird durch ein Sieb gestrichen, nach Bedarf mit heißem Wasser verdünnt, mit Schwämmehl feimig verfocht und mit einer Prise Zucker versehen. Diese gute Suppe bedarf keines Zusatzes von Fleischbrühe. Sie läßt sich verändern, indem man sie nur leicht mit wenig Schwämmehl bindet oder ganz klar läßt und Reis, Graupen oder Nudeln, die vorher gar gekocht wurden, als Einlage hineingibt. Auch kann man zerhackte altbackene Semmeln mit den Tomaten zu feimiger Suppe verfochen. Für 5 bis 6 Personen rechnet man 1½ Pfund Tomaten zur Suppe.

Tomatensauce wird ebenso, nur etwas konzentrierter bereitet. Auf ½ Liter Sauce rechnet man ½ Pfund Tomaten. Sie ist ausgezeichnet zu Makkaroni und Reis, die in dieser Zusammenstellung die bekanntesten Nationalgerichte der Italiener bilden. Tomatensauce paßt zu fast allen Fleischsorten, zu Seefischen und auch zu verschiedenen Eier Speisen. Reis mit Tomatensauce und weichen Eiern wurde bereits in Nr. 131 des Unterhaltungsblattes als angenehmes Sommergericht empfohlen und beschrieben.

Tomatenkartoffeln bereitet man, indem man Pellkartoffeln schält, noch heiß in Scheiben schneidet und in der fertigen Tomatensauce einmal aufkochen läßt.

Zu Gemüse kann man Tomaten allein oder in der Mischung mit anderen Vegetabilien verwenden.

Tomatenbrei wird wie Tomatensauce, nur dicker, bereitet und mit Sekreien oder Fülleien belegt. Fülleier kocht man wie folgt: In 1 Liter kochendem Salzwassers gießt man zwei Eßlöffel Essig. Die Eier, die sehr frisch sein müssen, werden vorsichtig hineingeschlagen und langsam gekocht, bis das Weiße fest geworden ist. Dann werden sie mit einem Schaumlöffel herausgenommen.

Tomatenbrei paßt auch gut als Decke über eine Schüssel Makkaroni.

Gebackene Tomaten. Man schneidet von jeder Tomate oben eine Scheibe ab, bestreut jede Frucht mit Salz und Pfeffer, legt ein Stückchen Butter darauf und läßt sie in einer mit Butter ausgestrichenen Schüssel, die Hitze verträgt, eine Viertelstunde im Ofen baden. Gebackte Petersilie wird beim Anrichten darüber gestreut.

Brechbohnen mit Tomaten. Man rechnet auf 2 Pfund Bohnen 1 Pfund Tomaten. Die abgefädelten und in Stücke gebrochenen Bohnen werden mit siedendem Salzwasser knapp bedeckt und mit einer Messerspitze Natron gar gekocht. In gutem Fett dämpft man die leicht gesalzene und gepfefferten Tomaten zehn Minuten lang, wobei man sie mit Mehl bestreut. Man vermischt sie mit den Bohnen, von deren Brühe nach Bedarf zugegossen wird. Man läßt alles zusammen noch 5 Minuten schmoren und würzt mit gewiegter Petersilie, 1 Prise Zucker, nach Gefallen auch noch mit Zitronensaft. Junge grüne Erbsen (Schotenkörner), kann man ebenso bereiten.

Schoten mit Reis und Tomaten. Reis, der, wie in Nr. 131 angegeben, gar gekocht wurde, mischt man mit dünnem Tomatenbrei, umgibt ihn beim Anrichten mit gar gekochten Schoten und würzt mit gehackter grüner Petersilie.

Brühtkartoffeln mit Tomaten. Den in bekannter Weise bereiteten Brühtkartoffeln fügt man Tomatenbrei hinzu und würzt mit gewiegter Petersilie sowie mit einigen Tropfen Maggi oder Knorr-Sos.

Tomaten mit Seheiern. Eine Pfanne wird mit Tomatenschnitzeln belegt, die, mit Salz und Pfeffer bestreut, in Fett einige Minuten schmoren müssen. Dann schlägt man Eier darauf und läßt sie auf dem Feuer, bis das Weiße festgeworden ist.

Tomateneiertuchen. Durchgeschlitzene Tomaten werden mit der Eierkuchenmasse vermischt und in bekannter Weise gebaden. Grüner Salat paßt dazu.

Tomatenrührei wird ähnlich bereitet. Mit den gequirkten Eiern verrührt man Tomatenbrei, würzt mit Salz, Pfeffer, wenig geriebener Zwiebel oder Schnittlauch und rührt die Masse über gelindem Feuer zu zarten Kloden ab.

Zu Salat ist die Tomate durch ihren feinsäuerlichen Geschmack wie geschaffen. Man schneidet die reifen Früchte in Scheiben, gibt Salz, Pfeffer, Del und Zitronensaft (im Notfall abgekochten und wieder erkalteten Essig) dazu, würzt mit einer Prise Zucker, wenig geriebener Zwiebel oder Schnittlauch und gehackter Petersilie. Nach Belieben kann man noch einige Tropfen Maggi oder Knorr-Sos hinzufügen. Dieser Salat muß einige Stunden durchziehen.

Verfeiner der Tomate können die aromatische Frucht auch für den Winterbedarf einfrosten.

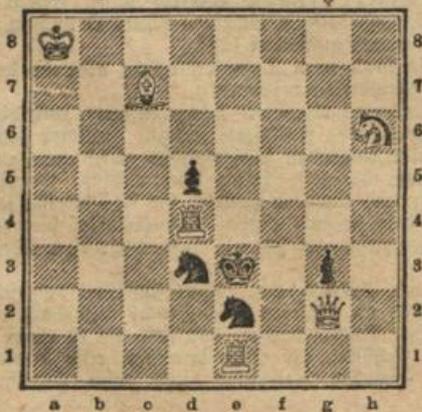
Tomatenbrei als Konserven. In einem irdenen oder gut emaillierten Kochtopf — Kupfer- oder Messingtessel sind ungeeignet, weil sie nicht säurebeständig sind — bringt man etwa 1 Zentimeter hoch Wasser zum Sieden, bricht die gewaschenen Tomaten in Stücken hinein und läßt sie eine gute halbe Stunde kochen. Man streicht sie nun durch ein Sieb, fügt Salz und Pfeffer hinzu und läßt sie unter fleißigem Rühren zu weichem Brei kochen. Das Tomatenmus füllt man in weithalsige Flaschen, die verfort und versiegelt werden. Die Flaschen werden dann ¼ Stunden in Wasserbade gekocht.

Unreife grüne Tomaten in Essig und Zucker geben eine vortreffliche Konserve, die als Beilage zu kaltem und warmem Fleisch ausgezeichnet mundet. Die festen grünen Früchte werden gereinigt, in Hälften geschnitten und in siedendem Weinessig fast weich gekocht. Die Früchte werden mit dem Schaumlöffel herausgenommen. Zu einem halben Liter von diesem Essig gibt man 1 Pfund Zucker und ein Stückchen Ingwer. Dies kocht man, bis der Zucker in Tropfen vom Löffel fällt. Dann schüttet man die Tomaten hinein und läßt sie glasig kochen. Noch heiß füllt man die Früchte in sorgfältig gereinigte Gläser, läßt sie erkalten und schließt sie luftdicht ab.

Es gibt noch eine Menge guter Tomatengerichte für jeden Geschmack, aber diese Auswahl dürfte fürs erste genügen. An Mannigfaltigkeit der Verwendung dürfte die Tomate kaum von einer anderen Frucht übertroffen werden. Leider sind billige Tomaten fast nur in großen Städten erhältlich. In kleineren Orten muß man sie gewöhnlich unerbildlich teuer bezahlen. Ein Grund mehr, ihren Anbau recht eifrig zu betreiben, wenn ein Gärtchen oder Bachland zur Verfügung steht. M. Kt.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
a b c d e f g h



Zolosa 2 ♣ (10-10L 1)

Schachnachrichten. Der Hamburger Schachkongress hat am 18. Juli programmäßig begonnen. Die Turniere haben erst am 18. Juli angefangen. Die von uns schon mitgeteilte Liste des Meisterturniers hat eine bedauerliche Veränderung erleiden müssen, indem die Herren Rubinstein, Capablanca und Janowski abgejagt haben. (Es gibt eben viele Schachmeister, denen die Zustände des Deutschen Schachbundes nicht ganz sympathisch sind...) Als Ersatz (?) sind die Herren Dus-Schotimirski, Alschin und Jakob ein-

gekrungen. Diese Namen stehen in keinem nennenswerten Vergleich mit den ausgeschiedenen, obgleich Herr Schotimirski von beachtenswerter Mittelstärke ist. Alschin ist ein geistreicher Hauptturnierspieler, aber kein Meister, während Herr Jakob schon seit vielen Jahren gewöhnlich am Ende der Liste sich bewegt.

Nachstehend bringen wir eine in der ersten Runde (18. Juli) im Hamburger Turnier gespielte Partie.

Französische Partie.

P. Leonhardt R. Spielmann.
Weiß Schwarz

- 1. e2—c4 e7—e6
- 2. d2—d4 d7—d5
- 3. Sb1—c3 Sg8—f6
- 4. Le1—g5 Lf8—f7
- 5. e4—e5 Sf6—d7
- 6. Lg5×e7 Dd8×e7
- 7. Lf1—d3

Wahrscheinlich, um die von Alapin angegebene Widerlegung des üblichen Zuges Sb5 zu vermeiden. Der Zugzug ist aber auch nicht besser.

- 7. a7—e6
- 8. Sc3—e2 (Sonst c7—c5) 8. f7—f6! (Db4+ gewinnt einen Bauer)
- 9. f2—f4, f6×e5 (g7—g5 läme auch stark in Betracht) 10. f4×e5 (Auf d×e5 würde Sd7—c5×d3+ zc. die Folge sein) 10. De7—g5;
- 11. g2—g3 (11. Sg3, De3+ zc.) 11. c7—c5; 12. c2—c3, Sb8—c6 zc. Schwarz steht vorzüglich. (3. B.: 13. Sh3, Dh6; 14. Sh4, Sd×e5; 15. d×e5, S×e5; 16. 0—0, Sg4 nebst Se3 zc.)
- 8. Sc3—e2 c7—c5

In Betracht kam 8. Sc6; 9. c3 (sonst Sb4) 9. Sb6; nebst Ld7 und 0—0 mit Angriff auf dem Königsflügel mittels f7—f6 und g7—g5.

- 9. c2—c3 c5×d4
- 10. c3×d4 Sb8—c6
- 11. Dd1—d2 Sd7—b6
- 12. b2—b3 Lc8—d7

der Plan von Schwarz wirksamer durchgeführt worden, weil T01 wegen D×a3 nicht geschehen konnte.

- 13. Ta1—c1 0—0
- 14. f2—f4 Ta8—c8
- 15. Sg1—f3 Sc8—b4
- 16. Ld3—b1 Tc8×c1+
- 17. Se2×c1 Tf8—c8
- Sofort a6—a5—a4 war besser.
- 18. 0—0 a6—a5
- 19. a2—a3 Sb4—c6
- 20. Dd2—d3 g7—g6

Eine minder gefährliche Forderung war 20. f5; 21. o×f6, g×f6 zc.

- 21. a3—a4 Sc6—b4
- 22. Dd3—d2 Sb6—a8
- 23. g2—g4 h7—b5?
- Vorsichtiger war f7—f5!
- 24. f4—f5! b5×a4?
- Rinder gefährlich war 24. o×f5; 25. g×f5, g×f5 zc.
- 25. f5—f6 De7—f8
- 26. h2—h4 h7—h6??

Selbstmord! Mit 26. Sb6! hätte Schwarz sich noch verteidigen können. 3. B. 27. h5, a×b3; 28. S×b3, Se4; 29. Df4 (sonst event. Dh6) 29. a4; 30. Se5, T×c5; 31. d×c5, D×c5+ nebst De3 zc. Auf den Zugzug geht die Partie rasch verloren.

- 27. h4—h5 g6—g5
- Le8 hätte längeren Widerstand geleistet.
- 28. Sf3×g5! h6×g5
- 29. Dd2×g5+ Kg8—h8
- 30. h5—h6 Sa8—c7
- 31. Dg5—g7+ Aufgegeben.
- Wegen 31. D×g7; 32. h×g7+, Kg8; 33. Kf2, Se8; 34. Lh7+!, K×h7; 35. Th1+ und 2+.
- Wie aus den Notizen ersichtlich, ist die Partie nicht wegen der Eröffnung verloren gegangen!..

Kleines feuilleton.

Insekten als Gemüsebauer. Gelegter Ackerbau, systematische Bodenbestellung ist die späte Frucht menschlicher Kultur. Er ist ein notwendiges und zweckmäßiges Produkt des Gemeinschaftslebens. So finden wir auch im Tierreich bei den Arten, deren Individuen zu Staaten vergesellschaftet leben, Termiten und Ameisen, Versuche, die Zufälligkeiten und Gefahren, die mit einem Suchen der Nahrung stets verbunden sind, auszuschalten, Versuche, die durchaus den Stempel der Vollendung tragen. Ihre Bodenwirtschaft besteht in dem Anlegen und der Pflege von Pilzgärten in ihren Bauten. Um einen solchen Pilzgarten anzulegen, ziehen lange Hügel von Arbeitern unter Eskorte der Soldaten des Reiches aus ihren unterirdischen Gängen ins Freie — den lichtfernen Termiten kostet solch Tagesmarsch sicherlich Ueberwindung —, schleppen Holz zusammen oder heizen aus Blättern kreisrunde Stücke, die sie im Maul zurücktragen. Im Bau angefangen, bringen sie diese Materialien in Höhlungen, die neben dem Hauptgange liegen, und deponieren sie. Aber auch die Pilzsaat führen sie bei sich. Sie gelangen zu dieser nicht willkürlich, sondern zufällig bei ihrem Herumsuchen auf dem Waldboden gelangen kleinste Pilzsporen und Schläuche in ihr Maul. Wird nun der Pilzkuchen von den Tieren gedüngt, so gelangen die Mycel- und Hyphen der Pilze in die Masse und entwickeln sich zu kleinen Pilzformen (Conidien und Spheren), weißlichen Knöpfchen, „dem Ameisenohrabi“. Nun ist es verständlich, daß oftmals diese Pilzgärten mitgebracht sind und im Mistbeet aufgehen. Aber diese Termiten und Ameisen dulden nur ihre Sorte, neue Arten werden schonungslos vernichtet. Jede Tierart bevorzugt ihren Spezialpilz. Man ist versucht, das unheilvolle Sprichwort von dem Bauer und der Nahrung, die er nicht kennt, auch auf die Insekten anzuwenden. Das warme Mistbeet dient nicht nur den Pilzen, sondern auch den jungen Larven als Brutstätte. Für sie allein sind diese Vorratsdepots überhaupt eingerichtet. Die erwachsenen Termiten fristen ihr Leben mit altem Holz. Holz enthält vorwiegend Kohlehydrate und wenig Stickstoff, der Eiweißreichtum der Pilzsporen aber liefert dieses für die Aufzucht der Larven wichtige Element in ausreichender Fülle. Ist der Pilzgarten unfruchtbar geworden, so wird die sterile Masse hinausgeworfen und eine neue Kultur angelegt.